

Jonathan Franzen

Rede anlässlich der Verleihung des Frank-Schirmacher-Preises 2017

Eine abstruse Laune des Lehrplans führte dazu, dass ich keine andere Wahl hatte, als meinen Collegeabschluss in Germanistik zu machen. Ich studierte ein Jahr lang in München, nach dem Abgang vom College verbrachte ich dank einem Fulbright-Stipendium ein weiteres Jahr in Westberlin. Nach meiner Heimkehr heiratete ich und trat die isolierte Existenz eines armen, ehrgeizigen Schriftstellers an.

Meine Frau und ich besaßen keinen Fernseher; unsere wichtigste Nachrichtenquelle und das Medium, welches unseren Kontakt mit der Welt sicherte, waren Zeitungen – die «New York Times» und der «Boston Globe». Ich brauchte diese Zeitungen und verliess mich auf sie, aber ich hasste sie auch. Ich forderte mir beim Schreiben alles ab, ich wollte Romanautor werden; die Klischees und sprachlichen Schludrigkeiten, die ich sogar in einer Qualitätszeitung wie der «New York Times» fand, erbosten mich.

Die «Times» schien Ronald Reagan nicht so sehr zu hassen wie ich, und sie wandte den Themen, die mir unter den Nägeln brannten, nicht genug Aufmerksamkeit zu: Umweltfragen, der nuklearen Aufrüstung, dem Krebsübel des Konsumismus. In der schlecht beheizten Wohnung in einem Bostoner Studenten-Slum, wo ich sass und meine Zeitungen las, hatte ich den Eindruck, dass alles falsch lief in der Welt und dass niemand ausser mir das sah. Mir und Karl Kraus.

Ich war im College auf Kraus' Werk gestossen und dann erneut in Berlin. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen, weil ich mich in ihm wiedererkannte und weil ich lernen wollte, so zu schreiben wie er. Kraus war zutiefst überzeugt von seinem moralischen Standpunkt, und seine Kritik an der bourgeois Wiener Presse war rigoros, zornig und witzig. Er attackierte die Korruption der Presse im Allgemeinen und einen spezifischen Widerspruch im Besonderen: die Tatsache nämlich, dass eine Handvoll Medienmagnaten gewaltigen Reichtum anhäuften, während ihre Zeitungen den Lesern einredeten, dass die Gesellschaft immer demokratischer werde. Immer handlungsfähiger, aufgeklärter, gemeinschaftlicher. Kraus sah mit Entrüstung, wie diese schamlos profitorientierten Unternehmen sich als grosse Gleichmacher verkauften – und mit ihrem Betrug auch noch Erfolg hatten, weil die Leute nachgerade süchtig nach Zeitungen waren.

Kraus war so gescheit, amüsant und fanatisch, dass er in Wien eine Art Kultfigur wurde; Tausende strömten zu seinen Lesungen. Siebzig Jahre später wurde ich sozusagen ein virtueller Anhänger dieses Kults. Seine Sätze waren schwer zu lesen, aber sie schlugen ein. Nichts verleiht der Prosa mehr zornige Schärfe als die Gewissheit, moralisch auf der rechten Seite zu stehen, und darum verliebte ich mich in Kraus' Prosa – denn genau diese zornige, witzige Schärfe suchte ich, wenn ich schrieb, und ich fühlte mich so allein mit meiner Wut auf die «New York Times» und den «Boston Globe».

Ein Berührungspunkt war auch Kraus' Überzeugung, dass der Welt eine Apokalypse bevorstand. Für mich war dies die Aussicht auf das nukleare Endspiel, denn das Säbelrasseln des Kalten Kriegs war damals, in dessen Endphase, noch deutlich zu hören. Solange ich von der Apokalypse besessen und überzeugt war, dass allein ich recht hatte in einer Welt, wo alles falsch lief – also in meinen Zwanzigern –, so lange stand ich auch in Kraus' Bann. Das ging so weit, dass ich zwei seiner berühmtesten und schwierigsten Essays übersetzte, in der Absicht, seinen entfesselten Zorn über das ahnungslose Amerika auszugliessen, sobald ich mir einen Namen als Schriftsteller gemacht hatte.

Im nächsten Lebensjahrzehnt aber betrat ich einen finsternen Wald, und alles, was mir zuvor schwarz und weiss erschienen war, nahm Grautöne an. Als die Zeitungen durch das Internet zunehmend unter Druck gerieten und immer mehr Journalisten ihre Stelle verloren, erschienen sie

mir plötzlich nicht mehr als kulturelle Gegner. Ich realisierte, spät genug, dass die Journalisten der «Times» und sogar des «Globe» hart arbeitende Profis waren, die ihr Bestes taten, das Weltgeschehen auf verantwortungsvolle Weise zu vermitteln; dass sie nicht vorgaben, etwas zu sein, was sie nicht waren, und dass ich unrecht getan hatte, sie für ihre lässlichen sprachlichen Sünden zu verdammen.

Meine Eltern starben, meine Ehe ging auf quälende Weise zu Bruch, und wenn man solche Dinge durchmacht – und sich selbst gegenüber ehrlich bleibt –, dann lässt sich die Überzeugung, dass man immer und überall recht hat, nicht mehr aufrechterhalten. Als ich Mitte dreissig war, führte mir das Leben mit aller Deutlichkeit vor Augen, dass von den Gewissheiten, auf denen ich mein Privatleben gegründet hatte, viele gänzlich falsch waren. Und wenn man in einer Sache unrecht hat, dann liegt man möglicherweise auch in allen anderen Dingen falsch.

So verlor ich mein Interesse an Kraus. Ich gab mein Übersetzungsprojekt auf, und die Manuskripte verschwanden für zwanzig Jahre in diversen Schubladen und Lagerräumen. Vielleicht hätte ich sie nie wieder zutage gefördert, wenn ich nicht einigen passionierten Kraus-Verehrern, darunter Daniel Kehlmann und dem amerikanischen Gelehrten Paul Reitter, begegnet wäre; sie ermutigten mich, die Arbeit daran wieder aufzunehmen. Das tat ich und stellte mit Erstaunen fest, dass Kraus mir 2010 noch mehr über die Welt zu sagen hatte als damals im Jahr 1983.

Seine Kritik am Nexus von Medien, Technologie und Kapital wirkte nun nachgerade prophetisch. Sie liess sich direkt auf die Blogifizierung der Printmedien, den Aufstieg von Google, Apple und Facebook anwenden – all das hatte er schon vor hundert Jahren vorausgesehen. Und obwohl ich über die bedingungslose moralische Gewissheit hinaus war, für die er stand, entschloss ich mich, meine Übersetzungen fertigzustellen und den Versuch zu unternehmen, seine Schriften einem englischsprachigen Publikum nahezubringen.

Wenn man sich auf solche Art mit Kraus' Sprache befasst, dann setzt sie sich auch dauerhaft im eigenen Denken fest. Damals, Mitte der neunziger Jahre, trieb mich die Frage nach der Zukunft der Literatur im Zeitalter von Film, Fernsehen und Computern ebenso um wie das zunehmend materialistische Menschenbild, welches die Psychopharmaka-Industrie uns vorsetzte; und um meiner Besorgnis in einem langen und zornigen Essay Ausdruck zu verleihen, musste ich Mittel finden, um aufzuzeigen, wie Technologie und Konsumverhalten sich gegenseitig nähren und sich unseres Lebens bemächtigen. Wie verführerisch und übergriffig, aber auch unbefriedigend sie sind. Wie wir immer mehr in ihren Bann geraten, gerade *weil* sie unbefriedigend sind, und wie wir immer abhängiger von ihnen werden. Wie das Gruppendenken im Internet und die permanente Stimulation durch die elektronischen Medien den Begriff des Individuums erodieren lassen – eines Individuums, das beispielsweise in der Lage ist, einen Roman zu verfassen.

Um all diese Phänomene zu beschreiben, griff ich auf eine Formulierung von Karl Kraus zurück, die in meinem Gedächtnis hängengeblieben war: «Ein Teufelswerk der Humanität». An infernal machine of humanity. Für mich beschrieben diese Worte etwas, was klar mit dem Konsumismus zusammenhängt, etwas Totalitäres, insofern als es andere Existenzformen ausschliesst; etwas, was in der Welt erscheint und durch die Logik seiner Entwicklung unsere Wünsche produziert; etwas zutiefst Schädliches, das sich selbst perpetuiert. Der Satz, in dem ich das alles zusammenfasste, lautete: «Techno-Konsumismus ist ein Teufelswerk.»

Ich war bei weitem nicht der einzige Schriftsteller, den dieses Teufelswerk in Alarmbereitschaft versetzt hatte. David Foster Wallace' Roman «Unendlicher Spass» etwa kann als titanische Antwort auf das Problem des Techno-Konsumismus gelesen werden. In dem Roman geht es um die Jagd nach dem Mastertape eines Videos, von dem man, wenn man es einmal abzuspielen begonnen hat, nicht mehr loskommt. Schon damals in den neunziger Jahren schien es, als würden wir von den Maschinen überwältigt; als würden sie uns dem Diktat ihrer Logik unterwerfen, statt uns zu dienen.

Das Mooresche Gesetz sah vor, dass sich – ob es uns nun passte oder nicht – die Leistungsfähigkeit von Computern alle zweieinhalb Jahre verdoppeln würde. Heute, zwanzig Jahre später, sind wir am Limit dieses Gesetzes angelangt, aber in den Neunzigern konnte es noch volle Gültigkeit beanspruchen. Immer neue Anwendungen wurden entwickelt, und mit entsprechender Regelmässigkeit mussten die Nutzer ihre alten Geräte entsorgen, weil eine neue Generation von Technologien und Anwendungen auf den Markt kam.

Ohne dass wir dem je zugestimmt hätten, wurde es ganz einfach unsere Lebensrealität. Wurde es meine Lebensrealität, allen Vorbehalten zum Trotz. War die neue Technologie etwas Gutes? Etwas Böses? Sie entwickelte sich so schnell, dass – um Karl Kraus zu zitieren – der Kultur kein Atemholen blieb. Zeit für eine grundsätzliche Debatte gab es nie. Wenn wir etwas mit Technologie tun *konnten*, dann taten wir es auch. Wo ein Potenzial bestand, wurde es genutzt; es wurde vermarktet, verkauft, und wir kauften es. Das war das Teufelswerk, die höllische Maschine.

Da ist auch noch der zweite Teil von Kraus' Formulierung: «der Humanität». Humanität. Damals in den neunziger Jahren hatte ich dem Wort kaum Beachtung geschenkt, aber als ich die Arbeit an meinen Übersetzungen erneut aufnahm und nochmals vertieft darüber nachdachte, was Kraus wirklich hatte sagen wollen, da sprang mir das seltsame Wort «Humanität» ins Auge. Ein anderes Wort, «Menschlichkeit», hätte ihm zur Verfügung gestanden, aber er verwendete es nicht. Ich vermute, dass er den lateinischstämmigen Begriff wegen seiner Konnotation mit dem freiheitlichen Denken der Aufklärung gewählt hatte, und auch hier verblüffte mich seine Weitsicht.

Was mich in unserer technologisierten Ära ganz besonders ängstigt, ist die Nonchalance, mit der die Leute immer wieder – glücklich, stolz und erregt – sagen, die elektronischen Medien wandelten ganz grundlegend unsere Vorstellung davon, was es bedeute, ein Mensch zu sein. Impliziert wird dabei immer, dass sich die Menschheit zum Besseren verändert. Mir dagegen scheint es, dass das Internet und die Social Media eine Welt, in der es früher Erwachsene und Kinder gab und in der ganz klar die Erwachsenen den Takt vorgaben, in eine universale Schulcafeteria für Vierzehnjährige verwandeln. Eine Welt voller Beschimpfungen und Intoleranz. Eine Welt, in der man, wenn man nicht schikaniert oder ausgegrenzt werden will, ein absoluter Konformist sein muss. Eine Welt, in der es niemanden schert, wer oder wie du wirklich bist: Was zählt, ist dein Image, und das höchste Ziel ist, möglichst viele Likes zu sammeln.

Als Ganzes verstehe ich Kraus' Formulierung dahingehend, dass die Logik des Techno-Konsumismus mit der aufklärerischen Rede von Freiheit, Menschenrechten und Selbstverwirklichung untrennbar verhaftet ist und dass die Konjunktion dieser Elemente ein Betrug ist. Denn wer profitiert? Und wer wird ausgebeutet? Für Kraus, der zu Verschwörungstheorien neigte, war es kein Zufall, dass profitgierige Plutokraten die Kuschelrhetorik der «Humanität» benutzten. Im Wien seiner Zeit breitete sich dieser selbstgefällige Diskurs in den Editorials aus; heute ist er die Parole von Silicon Valley: «We're making the world a better place.» Das wahrhaft Grotteske lag für Kraus in der Tatsache, dass das Teufelswerk, das mit humanistischen Werten rein nichts am Hut hatte, sich auch noch als der Menschheit bester Freund präsentierte.

Macht Silicon Valley die Welt tatsächlich besser? Zweifellos hat das Internet seinen Nutzen. Es ist eine fabelhafte Hilfe bei Recherchen. Es bietet tolle Einkaufsmöglichkeiten und Streaming-Dienste, es bringt Leute zusammen, die miteinander ein Projekt erarbeiten wollen, die eine gemeinsame Leidenschaft haben oder an derselben Krankheit leiden und sich darüber austauschen wollen. Für solche Zwecke ist das Internet wunderbar. Ich bin ein passionierter Vogelbeobachter und -schützer, und einen beträchtlichen Teil meines Sachwissens beziehe ich aus dem Internet, wo ich die Daten von Zehntausenden anderer Amateurforscher in Sekundenschnelle abrufen kann. Das ist eine feine Sache. Auch E-Mail ist gut. Ich stand diesem Medium zu Beginn skeptisch gegenüber, aber jetzt ist es Teil meines Lebens; für einen Grossteil der Kommunikation ist es entschieden besser als das Telefon.

Gleichzeitig bin ich aber auch der Sklave meiner Mailbox. Ich kann drei Tage ohne Dusche aushalten, eine Woche ohne Körpertraining, einen ganzen Monat, ohne ein Buch zu lesen; aber wenn ich nicht täglich neunzig Minuten lang meinen Mail-Account bewirtschafte, und dies sieben Tage in der Woche, dann habe ich ein Problem. Es ist beinahe schon mythisch – als wäre man Goethes Zauberlehrling oder kämpfte mit der Hydra.

Man mag dabei an eine weitere prophetische Feststellung von Kraus denken: «Wir waren kompliziert genug, um die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen.» Wenn ich durch New York gehe und ringsum Menschen sehe, die auf ihre Smartphones starren und sich wie Schlafwandler bewegen, dann frage ich mich, welchen Eindruck das auf einen Menschen aus dem 18. Jahrhundert machen würde. Es schiene ihm wohl, die Welt wäre von einer ausserirdischen Herrenrasse erobert worden – klein, glänzend, von seltsam rechteckiger Form und mit der Macht zur absoluten geistigen Kontrolle begabt –, die sich die ganze Menschheit dienstbar gemacht hätte.

Auf jenen Satz von Kraus – er findet sich in seinem Essay «Apokalypse» – folgt eine noch scharfsichtiger Überlegung: «Wir treiben einen Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.» Kraus hegte ein instinktives Misstrauen gegenüber der Rhetorik des Fortschritts. Das frühe zwanzigste Jahrhundert – die Zeit, da er die Essays, welche ich übersetzte, geschrieben hatte – war eine Epoche gewesen, in der man Wissenschaft und Technologie und ihr enormes Veränderungspotenzial mit uneingeschränktem Optimismus betrachtete.

Es gab Autos und Flugzeuge, Durchbrüche in Chemie, Physik und Medizin. Die Welt schien im Licht einer neuen, von der Wissenschaft gebrachten Aufklärung zu stehen, auch eine freiheitlichere Politik kündigte sich an. Der liberale Konsens, der sich in Wiens bürgerlicher Presse niederschlug, ging dahin, dass die Zukunft rosig war und die Menschheit sich für ihre Fortschritte auf die Schulter klopfen durfte. Und dann brach der fürchterlichste Krieg aus, den die Welt je erlebt hatte. Und dann kamen Hitler und Stalin an die Macht, und ein noch entsetzlicherer Krieg wurde ausgetragen, der mit dem Abwurf von Atombomben endete.

Kraus hatte in vielen Dingen unrecht, aber sein Misstrauen gegenüber der Fortschrittsrhetorik war gerechtfertigt – insbesondere seine Erkenntnis, dass die moralische und emotionale Entwicklung der Menschheit den technischen Innovationen weit hinterherhinkt. Er war zugegen an der Hochzeit der modernen Medien mit der Technologie, er verhöhnte ihre Sprache, führte ihren Schwindel vor, und der Lauf der Geschichte hat ihm in dieser Sache immer wieder recht gegeben.

Damals in den Neunzigern verhiessen uns die Techno-Utopisten des Silicon Valley, dass das Internet eine Welt des Friedens und der universalen Verständigung schaffen würde. Ja, derlei haben sie tatsächlich gesagt, mit solchen und ähnlichen Worten – das lässt sich verifizieren. Mark Zuckerberg hält nach wie vor an dieser Behauptung fest, obwohl zunehmend klar wird, dass Social Media die Welt entschieden nicht besser machen – im Gegenteil.

So dienlich Technologie sein kann, um die Welt zu einen, sie taugt noch besser dazu, sie zu spalten. Digitale Technologien sind ausgesprochen nützlich, um materielle Ungleichheit zu schaffen oder um einen rassistischen Reality-TV-Star ins Weisse Haus zu bugsieren; um Fake-News zu verbreiten und Hass zu entflammen, um Terroristen zu rekrutieren und zu mobilisieren oder die demokratisch gewählten Regierungen zu destabilisieren und zu delegitimieren, die wenigstens unsere schlimmsten Impulse im Zaum halten könnten.

Das Problem ist heute dasselbe wie vor hundert Jahren: die Schmalspurigkeit der Gehirne, welche die Technologie nutzen. Nur dass die Technologien heute wesentlich mächtiger sind als zu Kraus' Zeiten. Wenn wir überleben wollen, so scheint mir, dann ist es an der Zeit, dass wir problematische Aspekte der technologischen Entwicklung identifizieren und Nein zu ihnen sagen.

Es ist höchst unwahrscheinlich, aber nicht völlig unvorstellbar, dass nach einer unbeabsichtigten Atomexplosion und ein paar weiteren Katastrophenfällen in Kernkraftwerken die Leute zu sagen beginnen: «Wir können Atome spalten, aber wir entscheiden uns jetzt dagegen. Wir beschliessen, als Weltgemeinschaft, dass wir diese Sache, die wir tun können, nie wieder tun.» Im Bereich der gentechnisch veränderten Organismen und der Genmanipulation in all ihren Formen hören wir bereits solche Stimmen: «Dass wir es tun *können*, bedeutet nicht, dass wir es auch tun sollten.»

Der digitalen Technologie allerdings liefern wir uns nach wie vor hemmungslos aus, allen offensichtlich negativen Folgen zum Trotz. Um nur ein Beispiel zu nennen, das Frank Schirrmacher am Herzen lag: Das Internet ist im Begriff, den Journalismus zu zerstören. Wie kann es eine funktionierende, komplizierte Demokratie von hundert oder dreihundert Millionen Menschen geben, wenn keine professionellen Journalisten da sind? Die Techno-Utopisten werden uns weismachen wollen, dass man Journalisten durch Crowdsourcing, durch Whistleblower, durch die Aufnahmen ersetzen kann, die Leute mit ihren Smartphones machen. Und für die Befürworter ist das mehr als nur eine Lösung des Problems: Es muss sogar ein grosser Fortschritt sein, denn schliesslich schenkt uns Silicon Valley ja eine bessere Welt.

Expertenwissen allerdings kriegt man nicht durch Crowdsourcing oder Whistleblowing, und auch neurale Netzwerke bringen es nicht hervor. Es gibt keinen Ersatz für den Journalisten, der seine zwanzig Jahre Berufserfahrung hat und weiss, wie er die Resultate einer Recherche interpretieren muss. Wenn die Demokratie überleben soll, dann müssen wir kritisch über die Konsequenzen nachdenken, die unser Umgang mit Technologien nach sich zieht. Wir müssen lernen, Nein zu sagen; und wir müssen lernen, lebenswichtige gesellschaftliche Dienstleistungen wie den professionellen Journalismus zu unterstützen, statt sie zu zerstören.

Erfreulicherweise haben die Springflut von Fake-News und die Wahl Donald Trumps in den letzten Monaten einiges dazu beigetragen, dieses kritische Denken anzustossen. Aber der Techno-Konsumismus ist nach wie vor ein Teufelswerk. Digitale Technologie, das ist Kapitalismus im Hyperdrive, der uns seine Logik von Konsum und Werbung, Monetarisierung und Effizienz während jeder wachen Minute einimpft. Social Media preisen sich als gemeinschaftsorientierte Unternehmen an, aber sie sind zugleich eine besonders brutale Manifestation der freien Marktwirtschaft. Ihr grundlegendes Funktionsprinzip ist Eigenwerbung – wer nicht postet, existiert nicht. Dieser Zwang mag für Leute oder Unternehmen, die ein Produkt verkaufen wollen, nicht so dramatisch sein, wohl aber für unser Innenleben. Es ist meiner Ansicht nach ganz besonders schlimm für jemanden, der den Ehrgeiz hat, ein ernstzunehmender Schriftsteller zu sein.

Jungen Schriftstellern wird heutzutage eingetränkt, dass es nicht reicht, ein Buch zu schreiben. Man muss auch auf den Social Media Präsenz markieren und die eigene Haut zu Markte tragen. Natürlich, von Schriftstellern wurde immer erwartet, dass sie ein bisschen Eigenwerbung machen. Ich preise mich an, indem ich diese Rede halte. Sogar Thomas Pynchon betreibt Eigenwerbung durch die Beharrlichkeit, mit der er die Öffentlichkeit meidet. Aber wenn ich die wirklich grossen Schriftsteller ansehe, die Nordamerika in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat – Alice Munro, Don DeLillo, Denis Johnson –, dann sehe ich Leute, die strikte Grenzen gezogen haben. Alice Munro macht sich nicht völlig unsichtbar – sie gibt gelegentlich Interviews –, aber sie hat Wichtigeres zu tun, als auf Facebook zu posten. Sie hat damit zu tun, Alice Munro zu sein.

Die Schriftsteller, die für mich massgebend wurden, sind diejenigen, die sich dem öffentlichen Leben nicht ganz verweigern – wir sind nun mal gesellige Wesen –, dabei aber grosse Zurückhaltung üben. Schriftsteller haben ein Publikum und eine Verantwortung diesem gegenüber, aber wir haben auch die Verantwortung, wir selbst zu bleiben. Es ist ein Balanceakt. Und das Internet und die Social Media sind so verführerisch, sie liefern, wie jedes Suchtmittel, ihren Kick so prompt und zuverlässig, dass es sehr leicht ist, sich selbst abhandenzukommen.

Wenn Karl Kraus explizit oder implizit vom Ort der Imagination sprach, dann brauchte er das Wort «Geist»; und Technologie war für ihn die Antithese zum Geist. Nur Deutsche können dieses Wort unbefangenen verwenden, aber auch Amerikaner dürfen Kraus' Kritik auf das Internet anwenden – das Internet als Lebensform, als Form des Menschseins. Das Internet im Allgemeinen, und ganz besonders die Social Media drängen uns die Vorstellung auf, dass alles geteilt werden sollte, alles Gemeingut ist.

Wenn dieses Teilen funktioniert, dann kann es durchaus von Nutzen sein. Aber im Bereich des literarischen Schreibens funktioniert es ganz und gar nicht. Gute Romane werden nicht von Komitees verfasst. Gute Romane sind nicht das Produkt einer Kollaboration. Gute Romane werden von Leuten geschrieben, die sich freiwillig in die Isolation begeben, in die Tiefe tauchen und der Welt von dort her berichten. Es stimmt, dass ihre Berichte, einmal veröffentlicht, zugänglich und teilbar sind – aber nur aufseiten der Konsumenten, nicht dort, wo es um die Produktion geht.

Was – abgesehen vom Können des Autors – einen guten Roman ausmacht, ist das Mass, in dem er einer individuellen Subjektivität treu bleibt. Wenn Schriftsteller davon reden, «ihre Stimme zu finden», dann geht es nicht um das Organ einer Gruppe. Wenn es auf der Welt keine ernsthaften Schriftsteller mehr gebe, sagte Don DeLillo einmal zu mir, dann sei auch die Idee des Individuums ihres Sinns beraubt. Wir werden nur noch Menge sein. Deshalb trägt der Schriftsteller heute eine ganz grundlegende Verantwortung: Er muss versuchen, Person zu bleiben und nicht nur Mitglied einer Online-Crowd zu sein. Dies ist unsere allererste Aufgabe.

Auch wenn ich selbst den halben Tag im Internet verbringe – mit E-Mails, dem Kauf von Flugtickets, Online-Bestellungen, dem Betrachten von Vogelbildern – muss ich mir dabei Grenzen setzen. Ich muss sicher sein, dass ich immer noch ein privates Selbst habe. Denn dieses private Selbst ist es, das meine literarischen Werke hervorbringt. Je mehr ich ihm entrissen werde, desto mehr verkomme ich zum blossen Lautsprecher für das, was ohnehin schon da ist. Als Schriftsteller versuche ich, denjenigen Dingen Aufmerksamkeit zu schenken, die von den anderen übergangen werden. Ich versuche, meine Seele so achtsam wie möglich zu lenken und mir Dinge vorzustellen, die nirgendwo ausser in meinem Inneren existieren.

Fragt mich jemand, warum ich nicht auf Facebook oder Twitter bin, dann ist das meine Antwort.

Obwohl ich Frank Schirrmacher nicht gekannt habe, kann ich mir bis zu einem gewissen Grad vorstellen, welcher grosser Verlust sein vorzeitiger Tod war. Es gibt Journalisten aller Art, und Schirrmacher war einer von der besten Sorte. Natürlich, auch er war gut darin, Zeitungen zu verkaufen, aber er tat es auf die richtige Weise: indem er Ideologisierung vermied und seine Zeitung zu einem Forum machte, wo dringliche Zeitfragen auf hohem Niveau verhandelt wurden.

Ich möchte beifügen, dass ich mich ihm zudem auf persönlichere Art verbunden fühle. Wie bei Schirrmacher stand auch bei mir am Beginn meiner literarischen Karriere eine Leidenschaft für die Werke Franz Kafkas; wie er halte ich die Wissenschaft für einen essenziellen Teil der modernen Kultur, und wie er hege ich gegenüber den allmächtig gewordenen Technologie-Monopolisten ein tiefes Misstrauen. Ich wünschte, ich hätte wenigstens einen Abend in Frank Schirrmachers Gesellschaft verbringen können. Es ist mir eine grosse Ehre, den zu seinem Andenken gestifteten Preis entgegenzunehmen.

Aus dem Englischen übersetzt von Angela Schader.